

es gelingt ihm nicht, sich von den sprachlich-thematischen Bahnungen Heideggers frei zu machen. Er bewegt sich sowohl terminologisch als auch phänomenbezüglich auf den Gleisen, die Heidegger vorgab. Das mag im Sinne einer wortgetreuen Exegese wohl sinnvoll sein, mindert jedoch den systematischen Ertrag der Studie – und einen solchen ließ das schon zitierte Ziel der Untersuchung doch erwarten. Als Leser fällt es schwer, hinter den sorgfältigen exegetischen Darlegungen das eigentlich relevante Bemühen um einen phänomenologischen Beitrag zur Psychopathologie noch zu erkennen. Damit einhergehend lässt sich generell feststellen, dass ein systematischer Beitrag durch Kouba nicht geleistet wird. Vielmehr zeigt er – durchaus überzeugend – auf, welche Grenzen sowohl Heideggers als auch Boss' Ansatz haben, wagt allerdings kaum einen eigenen, neuartigen Schritt über sie hinaus. Am Ende beruft sich Kouba auf die Schizoanalyse von Deleuze und Guattari, die mit ihrer Theorie, wie er schreibt, „nicht nur eine alternative Sichtweise der psychopathologischen Problematik bieten, sondern auch auf Möglichkeiten von Heideggers Denken hinweisen, welche die therapeutische Daseinsanalyse unbeachtet ließ.“ (262) Das mag zwar argumentativ gestützt sein, ist jedoch eine wenig befriedigende Antwort auf die eingangs entwickelte produktiv-systematische Frage.

Ein zweiter Einwand, den man Koubas Ansatz entgegenbringen muss, ist der enge Fokus, unter dem er sich sowohl historisch wie methodisch der Psychopathologie zuwendet. In seiner Studie wird kaum darauf Bezug genommen, dass es neben den sich an Heideggers Daseinsanalyse anschließenden Arbeiten andere, überaus fruchtbare Traditionen der philosophisch-psychopathologischen Zusammenarbeit gegeben hat. Nicht nur fehlt unverständlicher Weise jeder Hinweis auf Jaspers, Erwin Straus oder etwa Jörg Zutt, sondern auch aktuelle Ansätze – wie die interessanten Arbeiten von Thomas Fuchs oder Matthew Ratcliffe³ finden keine Beachtung. Während man über diese Auslassungen angesichts der von Kouba nicht ausdrücklich angestrebten historischen Vollständigkeit noch hinwegsehen könnte, ist es jedoch nicht nachzuvollziehen, warum

3 Vgl. exemplarisch Thomas Fuchs: *Psychopathologie von Leib und Raum. Phänomenologisch-empirische Untersuchungen zu depressiven und paranoiden Erkrankungen*, Darmstadt 2000, und Matthew Ratcliffe: *Feelings of being. Phenomenology, psychiatry and the sense of reality*, Oxford 2008.

sein Werk in nur sehr geringem Maße auf die umfangreiche empirisch-kasuistische Literatur zurückgreift. Zwar wird Binswanger in dieser Hinsicht ausgebeutet (z. B. 44 ff.), aber für eine Studie, die sich als dezidiert phänomenologische versteht, erweist sich Koubas Werk als empirisch zu beschränkt. Ein größeres Bemühen um empirisch-phänomenale Erdung der Theoreme ist jedenfalls nicht zu erkennen. Dadurch verbleibt die Analyse, wie sie von Kouba vorgelegt wird, innerhalb eines hermetischen Zirkels heideggerscher Vorgaben, zu deren Überwindung auch der Rekurs auf Deleuze und Guattari kaum beitragen kann. Es wird der systematische Anspruch am Ende leider nicht erfüllt.

Diese Kritik soll jedoch nicht den schon genannten unbestreitbaren Wert der Arbeit Koubas in Vergessenheit geraten lassen, denn in historisch-exegetischer Hinsicht ist seine Studie sehr wohl gelungen. Sie kann nachweisen, wie philosophisch-phänomenologische Analysen helfen, die therapeutische Praxis zu befördern. Dabei geht Kouba – trotz des Jargons – keinesfalls Heidegger unkritisch „auf den Leim“, sondern gewinnt durch die Exkurse zu Foucault, Boss und anderen einen Standpunkt, der ihm argumentativ abgesicherte kritische Urteile gestattet. Am Ende bleibt der Leser zwar in systematischer Hinsicht unbefriedigt zurück, aber zugleich kann dieser „Stachel“ Ansporn sein, den von Kouba eingeschlagenen Weg weiter zu denken und wie Jaspers und andere den produktiven Anschluss der philosophischen an die psychopathologische Forschung zu erreichen zu suchen.

Steffen Kluck, Rostock

Günther Anders: *Die Kirschenschlacht. Dialoge mit Hannah Arendt. Mit einem Essay von Christian Dries*. Hrsg. von Gerhard Oberschlick. Mit 9 Abbildungen. 140 S., C. H. Beck Verlag, München 2011; ISBN 978-3-406-63278-5, EUR 16,-

In *Die Kirschenschlacht* zeichnet Günther Anders die philosophischen Gespräche nach, die er in den 1930er Jahren mit seiner ersten Ehefrau Hannah Arendt führte. In dem 2012 veröffentlichten Buch, das von

dessen Nachlassverwalter Gerhard Oberschlick¹ herausgegeben wurde, geht es vorwiegend um die Eindrücke, die sich Günther Anders von der jungen, kaum 24-jährigen Philosophin Hannah Arendt, Mitte der 70er Jahre, also ca. 40 Jahre nach den Gesprächen, in Erinnerung rief. Den Rahmen dieses „Hannah Arendt In Memoriam“ (63) bilden zahlreiche philosophische Diskussionen, die die Gesprächspartner beim gemeinsamen Kirschen entkernen führten. Neben dieser konkreten Bedeutung des Titels *Kirschenschlacht* bietet sich aber eine weitere, eine metaphorische an: Ein philosophischer Schlagabtausch zweier junger und vitaler Intellektueller. Das aus den 80er Jahren stammende Manuskript stellt durchweg den Versuch Günther Anders' dar, „Hannah Arendts schon damals ganz eigenständigen Denk- und Sprachstil heraufzurufen“ (11).

Zu gleichen Anteilen geht Oberschlick die Veröffentlichung Anders' an: Zunächst legt er den Primärtext *Die Kirschenschlacht* (7–60) vor, dem folgt der bereichernde Essay *Günther Anders und Hannah Arendt – eine Beziehungsskizze* (71–116) von Christian Dries². Oberschlick stellt den Text dem Manuskript folgend in vier Kapiteln vor. Bereits in der Einleitung *Erinnerung an Hannah* (7–9), wird der Leser unmittelbar mit dem besonderen Stil Anders' konfrontiert. Er wird dadurch zum einen auf die folgenden Dialoge mit Hannah Arendt eingestimmt; zum anderen ist er von Anfang an Zeuge einer einzigartigen Atmosphäre, die zwischen Anders und Arendt in ihren Dialogen herrschen wird: einer starken Dominanz Anders'. Diese zeigt sich sowohl in seiner Gesprächs- und Themenführung, als auch in seiner symbiotischen (Denk-) Beziehung zu Arendt. In dieser sehr kurzen Eingangspassage wird zugleich etwas Wertvolles für die Arendt-Forschung markiert: Anders betont den hohen Stellenwert, den die junge gerade promovierte Arendt der Sprache beimisst.³ Arendt vertraue „der Sprache so

1 Vgl. in Auswahl G. Oberschlick (Hg.): *Günther Anders. Obdachlose Skulptur. Über Rodin*, München 1994; Günther Anders: *Über Heidegger*, München 2001; Günther Anders: *Die molussische Katakomben*, München 2012.

2 Vgl. hierzu C. Dries: *Günther Anders*, Stuttgart 2009; *Die Welt als Vernichtungslager. Eine kritische Theorie der Moderne*, Bielefeld 2012.

3 „Zur bildenden Kunst hat sie [Hannah Arendt, Anmerkung TB] in der Tat keinen Zugang. Sie ist eben ein *Kind des Volkes des Buches*, nein, dessen Verkörperung. Ihre Ungewöhnlichkeit besteht in ihrem *unbeschränkten*

absolut, daß sie nicht glaubte, in ihr könnte nicht alles ausgedrückt werden (7).“

Im zweiten Kapitel, das mit *Monadern* (11–23) überschrieben ist, kommen die beiden Philosophen auf Leibniz zu sprechen. Arendt spricht in diesem Zusammenhang von einer Frage, die für sie später noch weitreichende Bedeutung in ihrer politisch-philosophischen Anthropologie *Vita activa* (EA 1958) finden wird: „Die [Menschen, Anmerkung TB] sind also alle weltlos (18)?“ Diese existenzphilosophischen Gedanken, welche u. a. Einflüsse ihrer gemeinsamen Lehrer M. Heidegger, E. Husserl und K. Jaspers zeigen, werden im dritten Kapitel, *Die Irrelevanz des Menschen* (25–52), fortgesetzt. Angeknüpft wird auch an die Vertreter der Philosophischen Anthropologie, z. B. an die Scheler'sche „Hierarchie der Werte“ (25). Der Mensch, so die erste übereinstimmende Hauptaussage dieser „Kirschenschlacht“, ist völlig irrelevant und ein „*Metaphysische[r] Wichtigtuer*“ (35). Die zweite Hauptaussage, dass die zeitgenössische Philosophie „vorkopernikanisch“ geblieben sei und „auf einen einzigen großen und eitlen Egoismus“ hinauslaufe (35), eröffnet dem Leser einen zeitgenössischen Einblick in die Aufbruchsstimmung, die in den 1930er Jahren manche Teile der akademischen Philosophie beherrschte. Das vierte Kapitel, vom Herausgeber *Akademisches Nachwort* (53–60) benannt, schließt mit kurzen Erläuterungen Anders'. Christian Dries' Essay ergänzt und unterstützt den Primärtext auf subtile Weise, indem er biographische und zeitgenössische Hintergrundinformationen hilfreich darlegt. Dies gelingt ihm deshalb sehr gut, weil er explizit darauf Wert legt, die gemeinsamen Lebenspfade von Anders und Arendt voneinander abzutrennen, um sie dann verbunden nochmals differenzierter aufzuzeigen. Das zeigt sich bereits in der von Dries gewählten Struktur seines Essays, dessen erster Teil *Lebenswege* (73–94) und der zweite *Denkwege* (95–116) titulierte ist.

Was erfährt der Leser Neues durch dieses, bereits in seiner Entstehungsweise durchaus als ungewöhnlich zu bezeichnendes Manuskript? Die Arendt-Forschung erhält mit dieser Publikation eine weitere Textquelle und bekommt ferner ein Dokument des bisher wenig untersuchten Verhältnisses zwischen Arendt und Anders. Dabei hat sie mit dem

Verständnis von Gesagtem und Geschriebenem und von Mitmenschen, die sie zum Sprechen bringt (8).“

Essay von Dries einen ausgezeichneten Vermittler dieser bisher wenig beachteten Lebens- und Arbeitsbeziehung gefunden. Dass der Primärtext, aufgrund seines Entstehungskontextes, gewisse wissenschaftliche Schwierigkeiten mit sich bringt, muss nicht eigens erwähnt werden. Zudem wird die junge Arendt in dieser Darstellung als Vertreterin einer zeitgenössisch-existenziellen Philosophie beschrieben, die sich in die akademische Welt der 30er Jahre sicher und fest eingebunden verstand. Ihr Verständnis von Sprache, metaphysischer und erkenntnistheoretischer Auseinandersetzung wird angedeutet und kann vertiefend an anderen (autorisierten) Texten untersucht werden. Pointiert formuliert: Der Fokus dieser Veröffentlichung liegt auf der Beschreibung einer Lebens- und Arbeitsbeziehung zweier junger Philosophen des frühen 20. Jahrhunderts, wobei *Die Kirschenschlacht* an vielen Stellen wie eine Hommage an eine junge, bezaubernde und begabte Frau klingt, die leider viel zu früh verstarb.

Tanja Balzer, Koblenz

Marion Heinz, Sabine Doyé (Hg.): *Geschlechterordnung und Staat. Legitimationsfiguren der politischen Philosophie. 1600–1850.* Unter Mitwirkung von Friederike Kuster (Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Sonderband 27). 366 S., Akademie Verlag, Berlin 2012; ISBN 978-3-05-004358-6, EUR 59,80

Dieses Kompendium ist aus einem interdisziplinär angelegten Forschungsprojekt unter dem Arbeitstitel „Europäische Geschlechterdiskurse und politische Ordnungen“ erwachsen. Der Band überzeugt durch eine benutzerfreundliche, klare Struktur bei gleichzeitig hoher, fachlicher Komplexität. Zentraler Untersuchungsgegenstand ist die Relation zwischen Geschlechterordnung und staatlicher Ordnung zwischen 1600 und 1850.

Die Ordnung der Geschlechter und die staatliche Ordnung bzw. die jeweiligen diesbezüglichen Vorstellungen stehen in Relation zueinan-

der: aus natürlichen, sittlichen, moralischen, rechtlichen und religiösen Auffassungen hervorgegangene Normenvorstellungen bilden einen scheinbar natürlichen Ordnungsrahmen, der seinerseits die Funktion der Legitimierung der bestehenden sozio-politischen Ordnung erfüllt. Auch das Geschlecht und die Geschlechtlichkeit des Menschen werden entsprechend diesem bestehenden ursprünglichen Ordnungsrahmen normiert und somit in die Grenzen der von ihr legitimierten, hergestellten Ordnung versetzt; die in der institutionalisierten Form von Ehe und Familie zum Ausdruck kommende Geschlechterbeziehung als einer hergestellten bekommt entsprechend Legitimität durch jenen die Normenvorstellungen enthaltenden Ordnungsrahmen.

Hieraus ergeben sich grundlegende Fragen, erstens nach den zu unterschiedlichen Zeiten vorherrschenden Leitvorstellungen, was überhaupt als natürlich bzw. hergestellt gedacht wird, sowie nach den diesen Leitvorstellungen zugrunde liegenden, durchaus oft unbewussten ideologischen Annahmen, zweitens nach den paradigmatischen Legitimationsfiguren der politischen Philosophie für ebendiese Ordnung sowie deren (ideen-)geschichtlichem Wandel – in dem vorliegenden Band eingegrenzt auf den Zeitraum der Moderne zwischen Frühaufklärung und Spätidealismus der Jahre 1600 bis 1850 – und schließlich drittens nach Gewinn- und Verlustbilanzen dieses Modernisierungsprozesses.

Vor dem Hintergrund dieses kurz umrissenen Fragehorizonts ist der vorliegende Sammelband zu lesen. Er beginnt mit einer zweigeteilten Einleitung der Mitherausgeberin Sabine Doyé (9–42). Im ersten Teil wird ausführlich die Thematik samt Problemhorizont entwickelt: ausgehend von den Grundcharakteristika der antiken, aristotelischen Ordnung (Trennung der Sphären von oikos und polis) und der sich anschließenden scholastischen (Strukturierung der gesamten societas nach dem Muster öcodespotischer Herrschaft und damit Aufhebung des Sphärendualismus) als Hintergrund der Entstehungsbedingungen der Moderne wird deren sozio-politische Struktur bestimmt: als Grundmerkmal der Moderne erweist sich das Auseinandertreten von Staat und Gesellschaft, und die hiermit einhergehende, strukturelle Entzweiung des Individuums – wie Doyé mit Rekurs auf Hegel ausführt. Zur Einrichtung, die wenigstens zeitlich begrenzt diese Entzweiung versöhnt, wird innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft die Familie: